

Daniel Ryser, Reporter WOZ Die Wochenzeitung

Wider dem lokalen Filz und Betriebsblindheit

Manchmal scheint es, als würde es einen stillen Handschlag geben zwischen den Mächtigen und der Presse. Wie konnte es sein, dass es die Zürcher «Weltwoche» brauchte, damit öffentlich wurde, dass der St. Galler Kantonsratspräsident (FDP) 46 offene Betreibungen am Laufen hatte? War das nicht von öffentlichem Interesse? Warum brachte das St. Galler Tagblatt die Story nicht, die in St. Gallen offenbar längst die Runde machte? Spielte der FDP-Filz? Waren die Journalisten zu faul? Zu sehr im Trott des Alltags? Kannte man sich vielleicht sogar und war betriebsblind geworden? Und welche Rolle spielten die alten Hasen, die häufig nur zu gerne an der morgendlichen Redaktionssitzung ihr Gärtchen verteidigen, in dem sie den Jungen sagen: Das ist keine Story, denn darüber haben wir schon vor fünf Jahren berichtet.

Eigentlich ist es eine Schande, dass es den Zürcher Journalisten Philipp Gut dazu brauchte. Eine Quelle war an ihn herangetreten, die offenbar kein Vertrauen in die lokalen Medien hatte, und, noch schlimmer, laut Gut offenbar auch einen Lokaljournalisten darauf aufmerksam gemacht hatte. Der brachte die Geschichte nicht. Lauter Fragen, die man sich stellen muss, und die man auch in Bern stellte, nachdem ich in der WOZ getitelt hatte: «Amtlich bewilligter Polizeiterrort». Auf zwei Seiten breitete ich umstrittene Methoden einer Berner Polizeieinheit aus, die Häuser stürmte – legale Zwischennutzungen – und dort Dinge veranstaltete, die ein von mir zugezogener Berner Staatsrechtsprofessor als derart haarsträubend einstufte, dass sie, sollten sie nachgewiesen werden können, kriminell sind. Die Folge der Berichterstattung war, dass der Kanton Bern erst zum zweiten Mal in seiner Geschichte einen ausserkantonalen Staatsanwalt beauftragte, die Ereignisse zu untersuchen.

Warum brauchte es dazu die WOZ?

Als ich 2010 in Zürich lange über Fussballhooligans recherchierte, waren sie ganz verblüfft, dass man mit einem Journalisten reden kann (und dies, obwohl die Vorzeichen schlecht gestanden hatten – ich hatte in der WOZ publik gemacht, dass der Sicherheitschef der Liga für Hooligans seltsame Erotikshows veranstaltet hatte). Sie hatten noch nie mit einem Journalisten gesprochen, die Journalisten wiederum schienen aus der Ferne alles über Hooligans zu wissen, obwohl auch sie noch nie mit einem Hooligan geredet hatten. Als Quelle dienten Einschätzungen von Polizei und Szeneexperten, aber nicht die Akteure selbst. So schafft man eine Distanz, die irgendwann fast unmöglich wird, zu durchbrechen. Wir Journalisten werden dann zu Experten aus der Ferne, zu Experten in Anführungszeichen.

Der Schlüssel zur Recherche lag darin, dass ich mir Zeit nahm. Das ist einerseits wirklich keine Hexerei, andererseits: Zeit muss man sich in diesem temporeichen Geschäft ganz aktiv nehmen, sich also auch dem nervenden Redakteur verweigern, der die Story schon morgen im Blatt haben will, und auch dem eigenen schlechten, protestantischen Gewissen, das nagt, wenn man mal ein paar Ausgaben aussetzt. Dabei arbeitet man im Hintergrund ja fleissig!

Die Recherche über die Zürcher Fussballhooligans dauerte letztlich ein Jahr, bevor ich sie als Buch («Feld-Wald-Wiese. Hooligans in Zürich») publizierte.

Als ich mit den Berner Hausbesetzern redete (die Häuser waren, ein wichtiges Detail, längst legale Zwischennutzungen, die Bewohner angemeldet), waren sie ebenfalls ganz verblüfft, dass es möglich ist, sich mit einem Journalisten hinsetzen zu können und die Sicht der Dinge zu schildern. So, als gäbe es in Bern nicht zwei Zeitungen und ein alternatives Medienportal. Der Lokaljournalismus hat in diesem Fall gepennt, und es ist mir in diesem Fall unverständlich. Denn die Geschichte wurde den JournalistInnen in die Redakti-

on geworfen: Man hat sich aber darauf beschränkt, Communiqués abzudrucken, welche ihnen die Hausbesetzer zustellten. Man zitierte einfach lustlos die schweren Vorwürfe, dem stellte man die Antworten der Polizei gegenüber, die natürlich alles in Abrede stellt. Man drehte sich im Kreis und kam nicht weiter. Aber wenn ich in kurzer Zeit zwei Communiqués in den Händen halte, wo man mir mitteilt, dass eine schwer bewaffnete Sondereinheit eine legale Zwischennutzung gestürmt und kurz und klein geschlagen habe, und zudem den BewohnerInnen die Augen verbunden habe, dann muss ich doch irgendwas damit machen. Vor allem, wenn die meisten BewohnerInnen junge Frauen sind (aber selbst wenn es harte Rockertypen wären, rechtfertigte das nicht, einfach wegzuschauen). Schon nur aus pragmatischen Gründen: So spannend ist das Journalistenleben nun auch wieder nicht. Stattdessen taten die Lokaljournalisten nichts, und ich kam, erst Monate später, ins Spiel, durch eine Bernerin, die mich auf die Geschichte aufmerksam machte und auch mit dem Hinweis, die lokalen Medien würden sich der Sache nicht annehmen.

Man muss sich im Lokalen natürlich gegen alle möglichen Verstrickungen hier abgrenzen: Gegenüber lokalen Verbandlungen (mehrere ehemalige Journalisten arbeiten inzwischen bei der Berner Kantonspolizei im Mediendienst); womöglich auch gegen den Umstand, dass der Chef mit dem anderem Chef freitags Golf spielt; Rotary-Club, was weiss ich, wo sich Chefredakteur und Verleger so rumtreiben – aber ja, das kann ein Problem sein. Man muss sich auch abgrenzen gegen Vorurteile, wonach die Polizei, mit der man ja immer wieder mal zu tun hat, immer recht hat und Hausbesetzer hingegen, mit denen man eher weniger zu tun hat, grundsätzlich zweifelhaft seien, weil eine Hausbesetzung ja schon grundsätzlich ein Straftatbestand darstellt. Derartige Voreingenommenheit dürfen wir uns als Journalisten nicht leisten – uns braucht zu interessieren, ob unsere Quellen glaubwürdig sind.

Und wenn mir zwölf knapp zwanzigjährige Frauen unabhängig voneinander immer wieder die gleiche Geschichte erzählen, und, für die Akten, auch mit ihren Namen dazu stehen, dann muss etwas dran sein – vor allem, wenn wie in diesem Fall, die Polizei die Härte der Einsätze mit der Gefährlichkeit der Bewohner rechtfertigt. Aussage stand gegen Aussage, aber die Aussagen der Hausbesetzer erschienen derart schlüssig, dass die Justiz zum Schluss kam, dass hier womöglich in der Tat Dinge falsch gelaufen sind, und die Polizei mit ihren Aussagen nicht informiert, sondern desinformiert hat. Im Fall von Bern gab es in der Folge einen regelrechten Knall, die Geschichte stiess auf erhebliche Resonanz – weil offenbar sehr viele Leute sehr schlechte Erfahrungen mit der Polizei gemacht hatten, und nur auf diese Geschichte gewartet hatten. Aber, und das ist die Selbstkritik, die Geschichte hatte ja auch auf der Strasse gelegen. Man hätte nur loslegen müssen.

Warum hat man nicht?

Man macht es sich zu einfach, wenn man sagt, eine Wochenzeitung hätte eben andere Möglichkeiten als eine Tageszeitung. Letztere müsse vor allem schnell agieren, schnell reagieren. Das stimmt, aber eben nur zur Hälfte. Ich habe selbst fünf Jahre lang für eine Tageszeitung gearbeitet, das zu Beginn gescholtene «St. Galler Tagblatt», und ich lieferte während Jahren täglich eine Story ab. Ich kenne die Mechanismen. Man läuft in der Tat Gefahr, vor lauter Abfüllen – Gemeinderatsberichterstattung, und da noch ein neues Restaurant, und dort noch ein Konzert und einer stellt am Freitag noch seine neuen Aquarelle aus – keine Zeit mehr zu finden für die Geschichten, die über das Abfüllen, das Tagesgeschäft hinausgehen, für aufwändige Recherchen, oder essayistische Gedanken, die über Tage reifen müssen. Aber diese Zeit, dafür kann ich nur wiederholt plädieren, muss man sich nehmen, und man kann sie sich auch nehmen. Das sind wir unserem Job schuldig.

Schön hochgestochen geredet. Nur wie sich die Zeit nehmen? Tipps für den stressigen Redaktionsalltag:

- Nicht sofort an der Redaktionssitzung ankündigen, dass man eine Story am Laufen habe: Sich einer Deadline verweigern, das nimmt Druck
- Sich nicht von Vorurteilen leiten lassen, und schon gar nicht von denen der alten Gärtchenverteidiger, die alles schon wissen, bevor es erzählt ist
- Zuerst einmal ordnen: Was weiss ich? Was will ich wissen?
- Dann in aller Ruhe die Leute angehen, sie auch mal zu rein informellen Gesprächen treffen
- Das Mantra muss sein: Die Geschichte kommt erst, wenn sie fertig ist, ich lass mich nicht stressen, denn dann mache ich nur Fehler (das hilft wirklich ungemein!)
- Erzähl deiner besten Freundin, was du für eine Geschichte am Laufen hast (und am besten nimmst du deinen Monolog gleich auf Band auf – denn mit ein bisschen Glück reduziert sich der riesige Stapel an gesammeltem Material in der mündlichen Erzählung auf die spannendsten und wesentlichen Aspekte – und das ist dann womöglich schon der rote Faden deiner Story).
- Zu einer grossen Recherche gehört auch die Produktionszeit, also sorgfältiges Gegenlesen – auch dazu muss man sich Zeit einplanen.
- Hausbesetzer sagen genauso die Wahrheit wie Polizisten (Was ich sagen will: Wenn dir jemand glaubwürdig erscheint, dann nimm ihn genauso ernst wie einen Polizeisprecher, der quasi kraft seines Amtes die Wahrheit sagt – aber sagt er wirklich immer die Wahrheit?)
- Fürchte nicht, dass du abgestraft wirst! Dies wiederum ist in der Tat der Vorteil einer überregionalen Wochenzeitung: Mir kann man in Bern nix, dem lokalen Bund-Redaktor schon. Nichts mühsamer, wenn morgens ein wütender Bürger im Büro steht, nichts mühsamer, wenn der Chef nervt, weil ihm sein Golfpartner vorgeschimpft hat, was für eine unseriöse Scheisse dieser Jungjournalist zusammenerfunden habe (obwohl er vielleicht sogar richtig lag). Nichts mühsamer, wenn Anzeigenkunden abspringen. Nichts mühsamer, wenn die ehemalige Bürokollegin plötzlich bei der Polizei arbeitet. Und trotzdem: Als Journalist muss man das aushalten können, auch wenn es in der Tat viel einfacher klingt, als es ist.
- Rauchen hilft.
- Trinken hilft übrigens nur bedingt (ist eigentlich dann am besten, wenn die Story abgeschlossen ist). Mal einen Monat lang keinen Alkohol trinken und demnach auch nicht dauernd in Bars rumlungern und klugscheissern, wie wir Journalisten das wahnsinnig gerne tun, kann in der Tat Wunder bewirken: Sich voll und ganz auf eine grosse Story konzentrieren; nur noch an diese Story denken, so dass sich im Kopf alles zusammensetzt, und man am Schluss wie aus der Pistole geschossen alle Fragen, die sich stellen, beantworten kann.
- Zuletzt: Wie das Vertrauen gewinnen von Leuten, die den Medien abgeneigt sind? Es gab mal auf Watson eine Zusammenstellung von Gruppen, die alle an jenem berüchtigten Reclaim the Streets im Dezember 2013 teilgenommen haben sollen. Entstanden durch Rätselraten von Aussenstehenden. Das kann erstens nicht präzise sein und zweitens verbauen solche Storys dir den Zugang. Die Antwort: «Lügenpresse!» Und vielleicht kann man es den Leuten ja nicht einmal verübeln. Wer dauernd aus der Ferne fertig gemacht wird, will nichts von Journalisten wissen. Dabei sollten wir auch an den Rändern präzise sein, und nicht nur dort, wo die Macht sich ballt. Scheiss also im Zweifel auf die schnelle News-Story, halte dich für einmal zurück, denn du machst mehr kaputt als du gewinnst. Versuch – aber immer mit offenen Karten – in eine Szene einzutauchen, und zwar anfangs ohne gezückten Stift in der Hand. Vertrauen braucht Geduld. Wir sollten uns dringend wieder davon verabschieden, jede Story gleich raushauen zu wollen. Im Moment arbeite ich, dies als praktisches Beispiel, intensiv an einer Recherche, die erst im Oktober erscheinen wird. Und ja, auch mit der ganz banalen News-Angst, dass plötzlich ein anderer die Story bringen könnte – was aber bei komplizierten Geschichten sowieso eher nicht der Fall ist – muss man als Reporter leben können.